

Lenz 2010; Lorey 2011; Purtschert/Meyer 2010; Riegraf 2010; Walgenbach 2011) und mittlerweile auch in ersten empirischen Studien angewendet. Schrader (2013) untersucht mithilfe der Mehrebenenanalyse und an Foucault anschließend die Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Jedoch existieren auch bereits Kritiken an der Mehrebenenanalyse. So moniert etwa Kerner, dass »Degeles und Winkers Ansatz gemessen an ihrem Anspruch, damit ein Modell bereitzustellen, das die Erforschung intersektionaler Verhältnisse auf drei Ebenen erlaubt, die Ebene der Identitätskonstruktion zu stark akzentuiert.« (Kerner 2011: 194) Knapp kritisiert die Autor*innen dafür, dass sie das Verhältnis von Kapitalismus, Stratifikation und funktionaler Differenzierung nicht systematisch erörtern, sondern die kapitalistische Gesellschaft als solche voraussetzen. Sie teilt zwar die Einschätzung, dass unsere Gesellschaft wesentlich kapitalistisch geprägt ist, sieht sie aber zugleich auch durch funktionale Spezialisierungen von Praxissphären bestimmt, die nicht vollständig unter die kapitalistische Verwertungslogik subsumierbar sind (vgl. Knapp 2013: 350). Zudem sind die »von ihnen genannten Herrschaftsformen auf der Strukturebene [...] dabei in einer Terminologie der Diskriminierungskritik formuliert, die den unterschiedlichen Formen der Vergesellschaftung der Verhältnisse von Geschlecht/Sexualität, Klassenverhältnissen und Rassismus sowie deren Vermittlung nicht gerecht werden kann« (ebd.: 349).

Mit dem Ansatz von Degele und Winker liegt der bislang differenzierteste methodologische Beitrag zu einer Intersektionalitätsanalyse vor. Es wird sich allerdings zeigen, dass die Produktivität des Intersektionalitätskonzepts an Voraussetzungen gebunden ist, durch die seine Reichweite begrenzt ist (vgl. Knapp 2013: 345).

1.8 Intersektionalität: Reise eines Konzepts, Weiterentwicklung von Ansätzen oder gänzlich neue Theoriebildung?

»Like people and schools of criticism, ideas and theories travel – from person to person, from situation to situation, from one period to another.« (Saïd 1998: 157) Dies gilt selbstverständlich auch für Intersektionalität. »Neuzuschneidungen und Relativierungen des Konzepts sind in der Übertragung auf europäische Verhältnisse insofern nicht nur unvermeidbar, sondern auch unverzichtbar.« (Knapp 2013: 343) Wie oben skizziert lässt sich der Ansatz auf unterschiedliche Traditionen und Debatten zurückführen bzw. ist vor dem Hintergrund dieser entstanden. Er hat sich entwickelt und seine Gestalt verändert, denn: »Such movement into a new environment is never unimpeded. It necessarily involves processes of representation and institutionalization different from those at the point of origin.« (Saïd 1998: 157) Je nachdem was als Ausgangspunkt, als »point of origin«, von Intersektionalität betrachtet wird, hat der Ansatz bis heute eine kürzere oder längere Strecke zurückgelegt. In jedem Fall hat er sich deutlich verändert auf seiner Reise, wie in

den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden sein dürfte (vgl. auch Davis 2008). Spätestens seit der Aufnahme des Themas in das Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Lenz 2010) kann Intersektionalität als im Mainstream der (deutschsprachigen) Genderforschung angekommen konstatiert werden. Aber auch darüber hinaus ist Intersektionalität zu einem einflussreichen Konzept geworden, so wurde 2002 bei der 58. Sitzung der UN-Menschenrechtskommission der intersektionale Gedanke in der Menschenrechtsresolution festgehalten (vgl. Yuval-Davis 2009: 51).

Umstritten ist jedoch nach wie vor, ob es sich bei Intersektionalität um eine Theorie, ein Konzept oder eine Interpretationsstrategie handelt. Die Diskussionen um die Anzahl der relevanten Kategorien, die gesellschaftstheoretischen Rückbindungen wie auch die unterschiedlichen Metaphern und Modelle, mithilfe derer das transportiert werden soll, was Intersektionalität meint, zeigen deutlich die vielfältigen Optionen, die Intersektionalität bietet. Knapp konstatiert aus diesem Grund: »Intersectionality« ist ein Kürzel, ein *passepartout*, das zu mehr Komplexität in der Gesellschaftsanalyse einlädt und der feministischen Theorie neue Perspektiven suggeriert – ohne die Pfade festzulegen.« (Knapp 2008: 138, Herv. i.O.) Sie weist zugleich darauf hin, dass es sich um einen aus dem US-Kontext stammenden Begriff handelt, der sich nicht ohne weiteres in die deutschsprachige Debatte übertragen lässt, da Theorien durch den historischen Kontext geprägt sind, in dem sie artikuliert werden. Die Konnotation von *race*, *class* und *gender* in den USA unterscheidet sich von der deutschsprachigen Begriffsverwendung. Bei der Ankunft des Konzepts im deutschsprachigen Raum kommt es deshalb notwendigerweise zu Bedeutungsverschiebungen (vgl. Knapp 2012a: 414). Eine Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der verwendeten Begriffe ist infolgedessen wichtig.

Auch Kerner kommt zu einem ähnlichen Schluss, dass es sich bei Intersektionalität um einen eher unterbestimmten Begriff handelt, wenn sie feststellt, dass der Begriff »Intersektionen« in der gegenwärtigen europäischen Diskussion »als Chiffre für alle *möglichen* Weisen des machtdurchwirkten Zusammenspiels unterschiedlicher Differenz- bzw. Diversitätskategorien, vor allem jener von »Rasse«, Ethnizität, Geschlecht, Sexualität, Klasse bzw. Schicht sowie eventuell noch Religion, Alter und Behinderung« dient (Kerner 2009: 45, Herv. i.O.). Intersektionalität ist zu einem »Buzzword« geworden, konstatiert Davis (2010: 55). Der Begriff »konzentriert sich auf ein umfassendes, fundamentales Problem der feministischen Theorie, bietet etwas Neues, spricht GeneralistInnen ebenso an wie SpezialistInnen des Fachs, und ist dabei so vieldeutig und unbestimmt, dass er geradezu dazu provoziert, ihn konstruktiv zu kritisieren und weiterzuentwickeln« (ebd.: 57). Dies sieht auch Bührmann in ähnlicher Weise, wenn sie Intersektionalität als Konzept beschreibt, das *vage* genug ist, »um unterschiedliche disziplinäre Sichtweisen, vor allem aus der Ungleichheitsforschung, der Migrationsforschung und der Geschlechterfor-

schung miteinander ins Gespräch zu bringen, aber auch konkret genug, um diese unterschiedlichen Perspektiven zu integrieren« (Bührmann 2009: 37). Bührmann schließt daraus, dass »die theoretische und methodisch-methodologische Unbestimmtheit des Konzepts Intersektionalität« die »Bedingung der Möglichkeit der Forschung über Intersektionalität« ist (ebd.). Für sie »ist die Erforschung von und über Intersektionalität als ein umkämpftes Feld zu betrachten«, das sich in einem vor-paradigmatischen Zustand befindet (Bührmann 2009: 37; vgl. auch ebd.: 30). Auch Riegraf erachtet Intersektionalität als offenes, unspezifisches Buzzword, hinter dem sich theoretisch und methodisch kontroverse Ansätze subsumieren lassen (vgl. Riegraf 2010: 41). Den Erfolg von Intersektionalität sieht Riegraf in der theoretischen und methodologischen Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, weitreichenden gesellschaftlichen Umbrüchen im Geschlechterverhältnis und dem Wandel politischer Interventionen, Strategien und Programme (vgl. ebd.). Für Walgenbach hingegen hat Intersektionalität bereits den Paradigmenstatus erreicht. Paradigmen stellen ihrer Auffassung nach Orientierungsrahmen bereit, die aus einem Set von Begriffen, Problemstellungen, Lösungsvorbildern, Standpunkten, Theorien und Methoden bestehen, als Forschungsgrundlage dienen können, prinzipiell offen sind und eine spezifische Perspektive auf wissenschaftliche Probleme bieten (vgl. Walgenbach 2011: 114f.). Der grundsätzlichen Kritik an Intersektionalität, »dass unklar bleibt, was sich jeweils kreuzt: Identitäten, Erfahrungen, Herrschaftsverhältnisse oder Kategorien«, hält sie entgegen, dass gerade diese Offenheit die Stärke eines Paradigmas ausmacht, »Paradigmen benötigen keine Reduzierung auf spezifische Regeln, sie sind vielmehr Regeln vorgeordnet bzw. übergeordnet und damit umso verbindlicher« (Walgenbach 2011: 121; vgl. auch Knapp 2005).

Intersektionalität ist somit ein Begriff, der durch Raum und Zeit gereist ist, für viele wissenschaftliche Disziplinen Anschlussmöglichkeiten bietet und sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut, ein umfassend weiterentwickelter Ansatz, der zu neuer Theoriebildung einlädt. Und die Reise geht weiter.

1.9 Offene Herausforderungen oder: Intersektionalität, aber wie?

Vor dem Hintergrund der zahlreichen Ansätze und Publikationen zu Intersektionalität scheint eine weitere Beschäftigung mit dem Thema zunächst unnötig – ungleichheitsgenerierende Kategorien wurden benannt, verschiedene Modelle zur Beschreibung der komplexen Machtverhältnisse entwickelt, methodologische Probleme erörtert, empirische Studien angefertigt. Das Thema ist in aller Munde, alles scheint bereits (an-)diskutiert. Weshalb also ein solches, fast schon inflationär benutztes Thema erneut aufgreifen?